

**Zeitschrift:** Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland  
**Herausgeber:** Jahrbuch Oberaargau  
**Band:** 38 (1995)  
  
**Artikel:** "Marie" : Anna Leuenberger von Lotzwil in der Autobiographie von André Gide  
**Autor:** Zehnder, Heinz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1071547>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## «MARIE»

Anna Leuenberger von Lotzwil  
in der Autobiographie von André Gide

HEINZ ZEHNDER

Anna Leuenberger wurde am 21. Juni 1841 in Lotzwil geboren als Tochter des Friedrich Leuenberger und der Barbara geborene Hofer. Sie blieb unverheiratet ihr Leben lang, reiste, knapp 30 Jahre alt, nach Paris und trat dort in den Dienst der Familie Gide ein. Wie sie dazu kam, ihr heimatliches Dorf zu verlassen und in der Fremde eine Anstellung zu suchen, ist nicht bekannt; solches kam jedenfalls nicht allzu selten vor in damaliger Zeit. War es schlichte Arbeits-, Nahrungssuche? War es jugendlicher Drang in die Ferne, die Lockung des fremden Landes, der fremden Sprache, der feineren Sitten? Man weiss es nicht. Nach zweieinhalb Jahrzehnten in Paris kehrt Anna nach Lotzwil zurück, erfreut sich fortan als Privatière eines behaglichen Ruhestandes in altherwürdigem Haus. Am 6. September 1919 stirbt sie, 78 Jahre alt. Es haben sich in ihrer Familie einige wenige Erbstücke erhalten, die heute noch bei Gelegenheit vorgezeigt werden, darüber hinaus aber eine lebendige, von Generation zu Generation weitergetragene Erinnerung an einen verehrten Menschen, der die Weite gekannt und einen der berühmten Männer des Jahrhunderts, einen gefeierten Dichter, auf den Knien gehalten hatte.

Es wäre von Anna Leuenberger ausser den knappen Lebensdaten wohl fast nichts übriggeblieben, hätte nicht eben der Dichter ihr in einem seiner Bücher ein wertvolles Denkmal gesetzt. So überlebt sie als literarische Figur, und es ist das Anliegen der folgenden Blätter, das Bild Annas, so wie es Gide entworfen hat, anhand seiner Texte nachzuzeichnen.

André Gide erblickte am 22. November 1869 in Paris das Licht der Welt. Er blieb das einzige Kind des Ehepaars Paul und Juliette Gide-Rondeaux, die beide dem gehobenen, begüterten Bürgertum entstammten, die Mutter einer Kaufmannsfamilie in der Normandie, der Vater einer strenggläubigen Hugenottensippe im Süden Frankreichs. Der Vater war als Dozent der Jurisprudenz nach Paris gekommen. Das junge Ehepaar bezog eine

geräumige Wohnung in der Nähe des Jardin du Luxembourg, dem Stand entsprechend engagierte man Dienstboten, eine Köchin zumindest, einen Kutscher wohl auch und, sobald ein Kind da war, ein Kindermädchen, eine sogenannte Gouvernante. Ihr wurde, wie es damals üblich war, ein grosser Teil der Kinderbetreuung und Kindererziehung anvertraut. Es ergab sich oft, dass gerade die Kinder der oberen Klassen zu den Eltern eine eher distanzierte, zu den Dienstboten eine umso engere Beziehung hatten, die auch nach der Kindheit nicht abbrach. In der erzählenden und autobiographischen Literatur jener Zeit nehmen denn auch die Dienstboten einen wichtigen Platz ein. Ein besonders schönes Beispiel ist die grossartige Figur der Magd Françoise in Prousts «A la recherche du temps perdu».

Anna Leuenberger dürfte kurz nach der Geburt des Sohnes vom Ehepaar Gide verpflichtet worden sein; sie blieb in ihrer Stelle bis zum Tod der Mutter Andrés, der 1895 eintrat – der Vater war schon früh gestorben –, vorerst als Kindermädchen, später, als der Sohn erwachsen war, als Haushälterin und Stütze von Madame Gide.

In seiner Lebensbeschreibung, die 1921 erscheint, zeichnet Gide ein freundliches und differenziertes Bild von «Marie» (Der Autor ändert wahrscheinlich ihren Vornamen deshalb, weil im Buch mehrere andere Trägerinnen des Namens Anna auftreten); sie nimmt deutliche Gestalt an als naturverbundene Schweizerin, als eigenständige, unentbehrliche, später manchmal etwas brummige Dienerin, die ihrer Herrschaft treu ergeben ist, ohne ihr angestammtes Wesen zu verleugnen. In den frühesten Erinnerungen des Kindes André erscheint sie, auf der ersten Seite des Buches ist sie schon da. In ihrem Kleid versteckt, von ihren Armen verdeckt, schaut der kleine Knabe von einem Treppenabsatz aus ins festliche Treiben eines Balls im Hause seiner Grossmutter. An Maries Hand geht er im Jardin du Luxembourg spazieren, macht dort erste Bekanntschaften mit anderen Kindern an der Hand anderer Kindermädchen; man glaubt, das Bild eines Impressionisten vor sich zu sehen.

Jeden Frühling, um die Osterzeit, reist die Familie Gide nach Uzès in Südfrankreich, wo die Eltern des Vaters und dessen Bruder Charles wohnen. Dort, in der kleinen, verschlafenen Provinzstadt und in ihrer Umgebung, der «Garrigue», erlebt André das Licht, die Fülle und Ursprünglichkeit der mediterranen Landschaft.

– In den ersten Jahren begleitete Marie, mein Kindermädchen, mich auf meinen Spaziergängen.



Anna Leuenberger («Marie») mit dem kleinen André Gide um 1872. Aus Bibl. de la Pléiade. Album Gide: Ed. Gallimard, 1985.

André klettert an den abschüssigen Hängen, in den schroffen Felsen herum, entdeckt unbekannte, intensiv duftende Pflanzen und seltsame Tiere wie Gottesanbeterinnen und Skorpione, alle Wunder der südlichen Natur.

- Marie als echte Schweizerin liebte die Blumen; wir brachten ganze Arme voll nach Hause.

Aber mit der Zeit sind die Streifzüge Andrés, die immer verwagener und halsbrecherischer werden, für Marie zu beschwerlich.

- Marie, die dauernd wegen ihrer Hühneraugen klagte, zeigte wenig Begeisterung für die holprigen Fusspfade der Garrigue; so liess mich meine Mutter schon bald allein ins Freie, und ich konnte nun so lange herumklettern, als ich Lust hatte.



Gide wird sich viel später – es muss ums Jahr 1910 gewesen sein – zusammen mit Marie an die glücklichen Tage in Uzès erinnern anlässlich eines Besuches, den er ihr in ihrem Heimatdorf abstattet:

- Es ist nun etwa zehn Jahre her, dass ich, unterwegs in der Schweiz, meine arme, alte Marie in ihrem kleinen Dorf Lotzwil besuchen ging, wo sie noch immer nicht ans Sterben denkt. Sie sprach auch von Uzès, von Grossmutter und erweckte meine etwas verblassten Erinnerungen zu neuem Leben.

«Bei jedem Ei, das Sie assen», erzählte sie, «rief Ihre gute Mama unweigerlich, ob es nun weichgekocht oder ein Spiegelei war: «Hör, mein Kleiner, lass das Weisse, nur aufs Gelbe kommt es an!»»

Und Marie fügte als gute Schweizerin hinzu: «Als ob der liebe Gott nicht auch das Weisse zum Essen gemacht hätte!»

Gide kommt bei dieser Gelegenheit ausführlicher auf Marie zu sprechen:

- Ich folge keinem festgelegten Plan; ich schreibe meine Erinnerungen so auf, wie sie mir eben zufallen und gehe von Grossmutter zu Marie über. Ich erinnere mich ganz genau des Tages, an dem mir plötzlich bewusst wurde, dass Marie hübsch sein konnte: Es war ein Sommertag in La Roque, dem Landgut der Familie Rondeaux in der Normandie (wie lang ist's her!); wir waren hinausgegangen, sie und ich, um in der Wiese, die sich jenseits des Gartens hinstreckte, Blumen zu pflücken; ich schritt vor ihr her und hatte eben den Bach überquert; da wandte ich mich um: Marie stand noch auf der kleinen, aus einem Baumstamm geformten Brücke, im Schatten der Esche, die an dieser Stelle den Bach verbirgt; sie machte zwei, drei Schritte, und mit einemmal war sie ganz von Sonne umhüllt; in der Hand hielt sie einen Strauss von Geissbart; ihr Gesicht, das halb verdeckt war unter einem breitrandigen Strohhut, schien nichts als ein einziges Lächeln zu sein; ich rief:

«Was lachst du?»

Sie antwortete:

«Nichts. Es ist so schön.» Und alsbald war das Tal sichtbar von Liebe und Glück erfüllt.

Und es steigt in dem Dichter noch eine andere Erinnerung an Marie auf, ein seltsames Geschehnis, das der Knabe nächtlicherweise belauscht hat und das nach seiner Deutung eine «Passion» seines Kindermädchens für die Köchin des Hauses bezeugt:

- In meiner Familie wurden die Dienstboten immer sehr streng gehalten.



André Gide in südlicher Landschaft – vermutlich in Tunesien.

Meine Mutter, die sich gerne eine moralische Verantwortung für die Menschen zumass, die sie etwas angingen, hätte keine Liebelei geduldet, die nicht durch eine Ehe geheiligt worden wäre. Zweifellos kommt es daher, dass ich bei Marie nie eine andere Leidenschaft kennenlernte ausser jener für Delphine, unsere Köchin, die ich zufällig entdeckte und die meine Mutter sicher nie vermutet hätte. Es versteht sich von selbst, dass mir in jenem Augenblick auch nicht recht bewusst wurde, was da vor sich ging, und dass ich mir erst viel später die Aufwallungen einer ge-

wissen Nacht erklären konnte; trotzdem weiss ich nicht, welche dunkle Ahnung mich damals davon abhielt, meiner Mutter von der Sache zu erzählen.

An der Rue Tournon lag mein Zimmer, wie ich schon gesagt habe, etwas abseits, gegen den Hof zu; es war ziemlich gross und wie alle Räume der Wohnung sehr hoch; so dass in dieser Höhe neben meinem Zimmer, am Ende eines kleinen Ganges, der es mit der übrigen Wohnung verband, sowohl ein kleiner Baderaum, in dem ich später meine chemischen Versuche praktizierte, wie auch, über diesem gelegen, Maries Zimmer Platz fanden. Man gelangte in ihr Gemach über eine kleine innere Treppe, die in meinem Zimmer ansetzte und hinter einer Wand neben meinem Bett nach oben führte. Die Badestube und Maries Zimmer hatten auf der andern Seite je einen Ausgang auf eine Hintertreppe.

Es gibt nichts Schwierigeres und nichts Langweiligeres als eine Beschreibung von Örtlichkeiten; aber diese war zweifellos nötig zum Verständnis dessen, was nun folgt. Ich muss noch erwähnen, dass unsere Köchin, die Delphine hiess, sich kürzlich mit dem Kutscher unserer Nachbarn auf dem Lande verlobt hatte. Sie sollte bald unser Haus für immer verlassen. Nun, am Abend vor ihrem Weggang wurde ich mitten in der Nacht durch die seltsamsten Geräusche geweckt. Ich wollte nach Marie rufen, als ich bemerkte, dass die Geräusche gerade aus ihrem Zimmer kamen; übrigens waren sie eher absonderlich und geheimnisvoll als schreckenerregend. Man hätte meinen können, eine Art zweistimmiger Klagegesang habe sich erhoben, den ich heute mit demjenigen arabischer Totenklägerinnen vergleichen kann, der mir damals aber vollkommen fremd erschien; es war ein leidenschaftlicher Singsang, krampfhaft unterbrochen von Schluchzen, Glucksen, Ausbrüchen, denen ich, halb aufgerichtet im Dunkeln, lange zuhörte. Ich fühlte, dass sich hier etwas Unerklärliches ausdrückte, jenseits aller Schicklichkeit, etwas, das stärker war als Schlaf und Nacht; aber es gibt in jenem Alter so vieles, das man sich nicht erklären kann, so dass ich, nun ja, bald wieder einschlief und darüber hinwegglitt ...

Gide beschreibt in den beiden wiedergegebenen Szenen im Grunde nichts anderes als das Erwachen seiner eigenen sexuellen Neugier, wie sie jedes Kind, zumeist schon in niedrigem Alter, erlebt. Das Motiv der gleichgeschlechtlichen Liebe, das in seiner Selbstdarstellung später breiten Raum einnimmt, ist hier früh thematisiert. (Man bekommt den Eindruck, dass

Gide keineswegs «keinem festgelegten Plan folgt», sondern kompositorisch raffiniert sein Erinnerungsmosaik zusammenfügt.) Wenn der kleine André mit Marie zusammen das Musée du Luxembourg besucht, ziehen ihn vor allem die «nudités» an, – zum grossen Entsetzen von Marie, die es meiner Mutter hinterbrachte ...

Weniger Anstoss nehmen erstaunlicherweise sowohl die Mutter als auch Marie an der Faszination des Kindes durch eine zeitweise im Hause arbeitende Näherin mit Namen Constance, welcher der Knabe stundenlang zuhören kann, wenn sie dumme Liedchen singt oder frivole Reden führt, so dass Marie sich das Schnupftuch vor den Mund halten muss, um nicht laut herauszulachen.

André wird, nun schon im Adoleszentenalter, kränklich; die Mutter reist deshalb für die Wintermonate mit ihm in den Süden, zunächst nach Montpellier, wo Onkel Charles Gide jetzt verheiratet und Universitätsprofessor ist, später an die Côte d'Azur. Marie, die unentbehrliche Begleiterin, reist mit. André entdeckt das Meer, vor allem die grossartige, farbenprächtige Unterwasserfauna. Halbe Tage lang kauert er am Ufer, um das Geschehen im kristallklaren Wasser zu betrachten. Marie sitzt geduldig daneben auf einem Stein, liest oder strickt. Im übrigen ist er geistig noch ganz verschlafen, wie vernagelt, «in einem Larvenzustand», wie er selbst sagt. In der Schule kommt er nicht recht voran, wechselt sie auch mehrmals, mit Sprachen hat er die grösste Mühe. Marie versucht, ihm etwas Deutsch beizubringen, hat aber keinen grossen Erfolg. Eigentlich ist die Zeit nun auch vorbei, da André ein Kindermädchen benötigt; Marie findet mehr und mehr ihre Aufgabe im Haushalt und sozusagen als Kammerzofe der Mutter, was ihr offenbar nicht immer zusagt. Sie kommt langsam in die Jahre, wird etwas eigensinnig, sogar widerspenstig, weiss auch recht genau, dass Madame Gide immer mehr auf sie angewiesen ist.

Noch einmal schreibt Gide ausführlich über sie, wenn er das allmorgendliche Zeremoniell des Haarekämmens schildert:

- Ich verliess das Haus jeweils um die Zeit, da Marie begann, meine Mutter zu kämmen; deshalb konnte ich nur an den schulfreien Tagen dieser Operation beiwohnen, die eine halbe Stunde dauerte. Mama setzte sich, angetan mit einem weissen Frisiermantel, ins helle Licht, nahe beim Fenster. Vor ihr, so dass sie sich darin betrachten konnte, stellte Marie einen ovalen, blanken Standspiegel hin, der auf einem metallenen Schaft mit Dreifuss montiert war, und den man nach Belieben in der Höhe ver-

schieben konnte; ein winziges rundes Plateau umgab den Schaft, auf welches Kämmе und Bürsten gelegt wurden. Meine Mutter las abwechselungsweise drei Zeilen im «Temps» vom Vorabend, den sie in Händen hielt, und schaute wieder in den Spiegel. Sie erblickte darin den oberen Teil ihres Hauptes und die Hand Maries, die, mit Kamm oder Bürste bewaffnet, energisch ins Haar fuhr; was Marie immer tat, tat sie mit wütender Verbissenheit.

«Oh, Marie, wie tun Sie mir weh!» stöhnte Mama.

Ich las, hingelümmelt in einem der beiden grossen Fauteuils, die rechts und links den Zugang zum Kamin versperren (...) Ich erhob für einen kurzen Moment meine Augen zu dem schönen Profil meiner Mutter; ihre Züge waren auf natürliche Weise ernst und mild, gelegentlich etwas hartgeschnitten infolge der grellen Weisse ihres Frisiermantels und auch wegen des Widerstandes, den sie Marie entgegensetzte, wenn diese ihr die Haare nach hinten zog.

«Marie, Sie bürsten nicht, Sie schlagen mich vielmehr!»

Marie hielt einen Augenblick inne; dann begann sie von neuem mit gesteigerter Kraft. Und Mama liess die Zeitung auf ihre Knie sinken und legte, zum Zeichen, dass sie sich in alles ergab, eine Hand in die andere, in ihrer gewohnten Weise, indem sie die Finger kreuzte mit Ausnahme der beiden Zeigfinger, die sie zu einem Bogen zusammenlegte und damit nach vorne zeigte.

«Madame würde sich besser selber kämмен; dann hätte sie sich nicht zu beklagen.»

(...)

Marie sprach nicht gerade frei von der Leber weg, Mama hätte das nicht gestattet; aber sie hatte ihre Launen: gewisse Worte entfuhrn ihr wie Pfiffe, hervorgestossen durch eine zusammengeballte innere Wut. Mama zitterte ein wenig vor ihr, und wenn sie bei Tisch servierte, wartete man, bis sie aus dem Zimmer gegangen war, um zu sagen:

«Ich kann es Desirée so oft sagen, wie ich will (die Bemerkung richtete sich an meine Tante Claire), aber ihre Mayonnaise enthält immer noch zu viel Essig.»

Desirée war auf Delphine gefolgt, die Ex-Angebetete von Marie; aber wie auch immer die Köchin gewesen wäre, Marie hätte stets für sie Partei ergriffen. Tags darauf, als ich mit ihr ausging, sagte ich:

«Weisst du, Marie» – ich begann mit der grössten Scheinheiligkeit –,

«wenn Desirée nicht auf das hören will, was Mama ihr sagt, bin ich nicht sicher, ob wir sie behalten können» (ich wollte mich etwas aufspielen vor ihr); «ihre Mayonnaise gestern ...»

«... hatte immer noch zu viel Essig, ich weiss es», unterbrach mich Marie mit streitlustiger Miene. Sie biss sich auf die Lippen, hielt einen Augenblick ihr Lachen zurück, dann, als die Spannung zu gross geworden war, platzte es aus ihr heraus:

«Also wirklich! Seid ihr doch verschleckte Leute!»

Marie war nicht unberührt von jedem ästhetischen Gefühl; aber bei ihr wie bei vielen Schweizern vermischte sich der Sinn für Schönheit mit dem Sinn fürs Religiöse; und so beschränkten sich ihre musikalischen Möglichkeiten aufs Singen der Kirchenlieder. Eines Tages, immerhin, als ich am Klavier sass, trat sie unvermittelt in den Salon; ich spielte ein «Lied ohne Worte» von recht dürftigem Ausdruck.

«Das ist wenigstens Musik», sagte sie und wiegte wehmütig den Kopf; darauf rief sie mit Nachdruck: «Ich frage Sie, ob das nicht mehr wert ist als all Ihre Triolen?»

Sie nannte ohne Unterschied alle Musik, die sie nicht begriff, «Triolen». Ende 1893 reist Gide mit einem Freund nach Nordafrika, nach Tunis zuerst, dann nach Algerien; offenbar ist er lungenkrank, vielleicht ist es Tuberkulose, man erhofft sich jedenfalls Besserung im südlichen Klima. Nach kurzer Zeit reist die besorgte Mutter nach, wieder in Begleitung von Marie, die nun schon «unsere alte Marie» heisst. «Sie hatte noch nie eine so weite Reise gemacht», bemerkt Gide.

Getrennt treten André und die Frauen die Rückreise an, Gide steht im 25. Lebensjahr. Nach Paris zurückgekehrt, hat er die spleenige Idee, seinen neugewonnenen algerischen Freund Athman nachkommen und bei sich zu Hause wohnen zu lassen. Die Mutter erschrickt, versucht ihn mit allen Mitteln umzustimmen; aber der junge Dichter, der sich zunehmend gegen die sanfte Gewalt seiner Mutter auflehnt, ist nicht von seinem Plan abzubringen:

- Ich widersetzte mich; da bewog mich schliesslich ein aufgebrachteter Brief unserer alten Marie, von meinem Vorhaben abzusehen; sie schwor, sie würde das Haus verlassen, noch am gleichen Tag, an dem «mein Neger» dort seinen Einzug hielt. Nun, was sollte aus Mama werden ohne Marie? Ich gab nach; und es war wohl auch richtig so.

Nur etwa ein Jahr danach erleidet die Mutter Andrés einen Schlaganfall.

Marie schickt unverzüglich ein Telegramm an den Sohn ab; André, der irgendwo unterwegs ist (Gide war zeit seines Lebens viel auf Reisen), kommt sofort nach Hause zurück, findet die Mutter eben noch bei schwachem Bewusstsein und begleitet sie in ihren letzten Tagen und Stunden. Die Gegenwart von Verwandten erträgt er nicht, Marie allein ist da und wohnt, zusammen mit ihm, dem langsamen Erlöschen ihrer verehrten Herrin bei.

- Es war klar, dass Mama das Bewusstsein nicht wiedererlangen sollte; so dass ich mir keine Mühe gab, meine Tanten an ihr Lager zu rufen; ich war eifersüchtig darauf bedacht, allein bei ihr zu wachen. Marie und ich standen ihr in den letzten Augenblicken ihres Lebens bei, und als endlich ihr Herz aufhörte zu schlagen, fühlte ich, wie mein ganzes Ich in einen Abgrund von Liebe, Trauer und Freiheit versank.

«Ein Abgrund von Liebe, Trauer und Freiheit»: Man kann sich denken, dass Anna Leuenberger ähnliches empfunden hat an jenem schmerzlichen Tag des Abschieds. Für sie ging wohl damit der wichtigste und ereignisreichste Abschnitt ihres Lebens zu Ende. Sie mag kurz danach Paris verlassen haben und nach Lotzwil zurückgekehrt sein, wo sie noch viele Jahre im Kreise ihrer weitläufigen Verwandtschaft als legendäre «Tante Leuenberger, die Gouvernante von André Gide» grosses Ansehen genoss. Die äusseren Ereignisse dieser späten Jahre sind fast allesamt der Vergessenheit anheimgefallen.

Mit dem Tod der Mutter bricht «Si le grain ne meurt» ab; und so endet auch Gides Bericht über sein Kindermädchen «Marie», das seine ersten 25 Jahre miterlebt und mitbestimmt hat und dem er in seinem Buch ein lebendiges, freundliches, ja, fast zärtliches Andenken gestiftet hat.

(Übersetzung der Zitate vom Verfasser)